

DAS MEER VOR MARAGAS

Warum ich Jahr für Jahr an denselben Ort in der Ägäis fahre und mich genau deswegen nicht für einen Spießher halte. Gedanken über die Selbstbeheimatung des Menschen durch das Meer

Von Christian Schüle

SEIT VIELEN JAHREN REISE ICH JEDEN FRÜHSOMMER mehrere Wochen an denselben Ort in der Ägäis. Erklären kann ich das nicht, da ich sonst von einer manchmal überdrehten Neugier auf das Neue getrieben bin. Andere fliegen nach Fernost oder Fernwest – jedes Jahr ein weiteres Abenteuer, ein Konkurrenzprojekt zum vergangenen oder zu denen der Kollegen und Nachbarn. Ich respektiere das, aber es kommt für mich nicht infrage.

Gewiss gibt es aufregendere Gegenden als Maragas und den Plaka Beach auf der Kykladeninsel Naxos. Die Welt hat überwältigendere Landschaften im Angebot, beeindruckendere Ruinen, erstaunlichere Architektur, feinere Küchen, faszinierendere Zeremonien. In Maragas gibt es nicht einmal eine Asphaltstraße, dafür aber Tamarisken entlang der Dünen, seltsame Käfer im Sand und die Möglichkeit eines elegischen Blicks auf Nachbarinseln, deren Namen ich mir bis heute nicht merken kann. Maragas ist das Gegenteil eines Versprechens auf Extremerfahrung, das Gegenteil von Resortluxus, das Gegenteil aber auch eines vorgefertigten Reviers zur Erholung gestresster Arbeitnehmer. Die rasante Veränderung der Welt als Experimentierlabor ihres unentwegten Wachstums macht um Maragas einen Bogen. Das ist selten genug und für sich bereits außergewöhnlich.

Gerade die Zurückgebliebenheit übt einen unwiderstehlichen Reiz auf mich aus, die manchmal kitschige Langweiligkeit des Ortes, der nichts von einem will, vor dem sich niemand rechtfertigen muss, der mit einem geradezu sturen Stolz von sich behauptet: Ich ruhe in mir, während alle anderen außer sich geraten. Dieser Eigensinn könnte meine Verfallenheit erklären, tut es aber nicht. Es muss andere Gründe geben, und ich bin sicher, dass es wesentlich am Meer liegt.

Das Meer (hier das ägäische) verfügt über eine enorme List zur Täuschung. Es besitzt Bindekräfte, die den Verstand überschreiten. Es ist im besten Sinn des Wortes transzendierend, als schreibe man sich in die ewige Geschichte ihrer unendlichen Wiederholungen ein. Die unbestechliche Ankunft von Wellen, die Anwesenheit einer Möwe, die Katze im Dünengebüsch, Böen aus Süd wie Nord, das ausfahrende und heimkehrende Fischerboot – alles wirkt immerzu gleich und berechenbar und ist doch zu jeder Sekunde völlig verschieden und chaotisch, obwohl das Meer einem vorspielt, es sei unverändert und unveränderbar es selbst – als bestünde seine höhere Weisheit seit Jahrtausenden darin, den Menschen auf angenehmste Art und Weise hinter das Licht der Erkenntnis zu führen und zu betrügen, ohne ihn zu verraten.

Kein einziges Arrangement des Meeres lässt sich je wiederholen oder kopieren. Seine Fähigkeit zur Täuschung entspringt

keiner Arglist, sondern der Gleichgültigkeit der Naturgesetze. Das Meer will nichts. Es will nicht überzeugen. Es will nicht auftrumpfen. Es will nicht geliebt werden. Es teilt dem Menschen immerzu mit: Du bist mir egal. Es ist archaisch unbedarft und wirft jeden, der es betrachtet, auf seine eigene Existenzialität zurück. Man muss und kann einem Meer nichts vormachen. Es gibt, neben Gebirgen, nichts Unbeeindruckbareres als ein Meer.

Je länger ich nachdenke, desto mehr komme ich dahinter, dass das Meer (in diesem Fall das ägäische) die spirituelle, ja geradezu religiöse Instanz desselben ist. Obwohl nichts aktiver ist als das Meer (Gezeiten, Spiegelerhöhung, Tektonik), ermöglicht es Stabilität im permanenten Wandel. Es stellt die Illusion von Einheit her, wo keine ist. Und obwohl ich diese List durchschaue, leiste ich mir die Illusion, es drehe sich dennoch um Authentizität und Wahrhaftigkeit. Das beruhigt und erhebt mich zugleich, mehr noch: Es enthebt mich peu à peu meiner selbst. So sehr es in sich ruht, lässt dieses in sich ruhende Meer vor Maragas mir erst einmal keine Ruhe.

Ich sitze also jeden Tag eine Weile auf einem dem Strand von Maragas vorgelagerten Felsen und halte mich aus. Je dauerhafter, desto mehr falle ich auf mich zurück. Je mehr nichts geschieht, desto mehr verliere ich mich in mir, ohne egozentrisch zu sein – ein Zustand, für den der überspannte Mensch gewöhnlich einige Therapiestunden benötigt. Das Meer lehrt mich, meine eigene Fremdheit, meine Ungeduld, meine Spannungen zu erkennen. Es zwingt mich, seine Gleichgültigkeit zu ertragen, um Stille zu finden. Und obwohl es dem Meer völlig einerlei ist, ob ich da bin oder nicht, entsteht meinerseits Vertrauen. Mein Meer vor Maragas ist mir vertraut, und diese Vertrautheit ermöglicht Vertrauen in die Fähigkeit zur Verständigung. Das Meer vor Maragas lädt das nervöse Ego zur Erkenntnis seiner selbst ein, weil es ihm die seltene Chance zur Leere gibt.

Am Meer vor Maragas kann ich mich auf das Nicht-Steuerbare, Nicht-Vermessene, Nicht-Erklärte, sofort Verständliche, das mich sonst in den Wahnsinn treiben würde, in großer Gelassenheit einlassen. Der ständig problemlösende Mensch unserer Tage hat sich jede Bereitschaft für den Zufall abgezogen. Er gönnt sich keine Lücke, keine freie Fläche, keinen nicht von vornherein mit Nützlichkeitsstun belegten Raum mehr. Er gestattet sich keinerlei müßige Sinnlosigkeit. Alles Tun will Sinn, sagt er sich, und Sinn macht vorderhand nicht die stundenlange Beobachtung auf einen Felsen schwappenden Wassers, sondern ein Haken auf der To-do-Liste, ohne die der abends abgelebte Tag unter dem Verdacht stünde, gescheitert zu sein.

Das Meer will nichts. Es will nicht überzeugen. Es will nicht auftrumpfen. Es will nicht geliebt werden. Es teilt dem Menschen immerzu mit: Du bist mir egal. Es ist archaisch unbedarft und wirft jeden, der es betrachtet, auf seine eigene Existenzialität zurück.

Das zeitgenössische Individuum, also ich und womöglich Sie, ist ja permanent einem vorgefertigten Design ausgesetzt. Der dekorative Überschwang okkupiert jede freie Fläche mit Anreiz, der abgelenkte Mensch der Beschleunigungsökonomie ist permanent mit reaktiver Reizbewältigung beschäftigt. Jede durch technologische Beschleunigung gewonnene Einheit Zeit wird sofort mit einer neuen Tätigkeit gefüllt, wodurch man unterm Strich nicht mehr, sondern weniger Zeit hat.

Ich ahne, dass in der scheinbaren Monotonie des vermeintlich unspektakulären Meeres vor Maragas der Grund für meine Sehnsucht nach dem Unverstellten liegen könnte. Es geht mir gar nicht darum, zum Rauschen des Meeres einzuschlafen und mit ihm wieder aufzuwachen (was jedes Mal dennoch eine Sensation ist). Es geht mir darum, dass sich das Meer vor Maragas seiner Vermessung und Deutung entzieht. In gewisser Weise verhöhnt es den Erklärungseifer eines Lebenskonzepts, das im Furor der ständigen Steigerung die Wertschätzung des Unverstellten zu vergessen bereit ist.

Jeder Quadratzentimeter Welt ist erklärt, jede Wissenslücke gestopft, jedes Bedürfnis identifiziert, jede Regung ausgedeutet. Jede Idylle ist kartografiert, jeder Berg bestiegen, in jeden Vorort lässt uns Google Earth einfliegen. Weil sie unbeschrieben ist, ist die freie Fläche ebenso bedrohlich wie die zahllose Fantasieräume eröffnende Leere, da in unserem Leben doch alles mit Bedeutung belegt und totinterpretiert wird, da wir permanent kommunizieren, uns aber nichts zu erzählen haben und keine Gemeinschaft mehr herzustellen imstande sind.

Angesichts des archaisch-analogen Meeres komme ich mir in Maragas Jahr für Jahr aufs Neue auf die Schliche. Wie viele andere bin auch ich Täter und Opfer der rasenden Spätmoderne, ihrer Zeitverdichtung und ihrer ständig erregten Übertreibung eines Lebenskonzepts, dessen Antrieb in der Ausleuchtung letzter Weltwinkel mit dem Ziel irgendwie gearteter Verwertbarkeit besteht – ein bedrängter und überforderter Dauerkunde einer Sehnsuchterfüllungsindustrie, die das Leben selbst zum Kosten-Nutzen-Objekt gemacht hat. Wir bewerten permanent, weil wir permanent bewertet werden; wir berechnen alles, weil wir allzeit berechnet werden.

Das Meer aber wertet und berechnet nicht. Es ist poetisch und grausam. Es ist das außenmoralischste Medium, das sich denken lässt. Es tötet andauernd, und andauernd wird in ihm getötet. Wir durch und durch verrechtlichten, ständig das Recht und die Moral anrufenden Menschen aber verherrlichen das Meer, ohne mit der moralischen Wimper zu zucken. Von einem gewis-

sen Neid auf seine Freiheit von Verantwortung will ich gar nicht sprechen.

Erst spät im Leben habe ich festgestellt, dass ein Urlaub ohne Ablenkungsangebote etwas erhebend Langweiliges hat, dass aber genau diese lange Weile eine unerhörte Kostbarkeit sein kann, die man sonst so gut wie nicht mehr bekommt. Setzen wir in der Verdichtung des Alltags oft unbewusst unsere Sittlichkeit aufs Spiel und reagieren im Modus atemloser Aufmerksamkeit, unentwegter Effizienz und dauernder Rekordjagd auf heranstürmende Reizfluten, ist es hier genau andersherum. Durch die Souveränität seiner Stille ermöglicht das (unmoralisch grausame) Meer eine seltene Geborgenheitserfahrung. Als permanent abgelenkter, sich selbst ablenkender und sich darstellender Mensch in überfüllten, zugestellten Räumen sehne ich mich nach unbeschriebenen Flächen, nach Parzellen, die nicht erfasst und nicht kommerziell vereinnahmt sind. Es stillt meine Sehnsucht nach der Wahrnehmung von Dezimale, Detail und Differenz.

Die Wahrnehmung des Feinen und Zarten, des Angedeuteten und Ambivalenten zu schulen ist ja gänzlich aus dem Blick gekommen. Die Sinnlosigkeit eines abendroten Wolkenbands am Horizont der Nachbarinsel wertschätzen oder das Rosé des Meerwassers im morgendlichen Zwielflicht in den Nuancen ihrer unbelekteten Zartheit wahrnehmen zu lernen – das, meine ich, ist für den getriebenen Zeitgenossen die Herausforderung.

Deshalb also, um diese so unbezahlbaren Momente einer Beheimatung in meinem Selbst zu erleben, fahre ich seit Jahren jeden Sommer für einige Wochen an das Meer vor Maragas. Um wieder und wieder zu lernen, dass der größte Luxus unserer durch und durch verstellten und in ihrer Verstellung allzu gleichen Tage darin besteht, Zeit zu verschwenden. Jene Zeit, die man nicht gehabt zu haben glaubt, um zu sich selbst zu kommen. Das ist auf souveränste Art widerspenstig. Am Meer vor Maragas halte ich mich durchaus für einen glücklichen Rebellen. ☺

Christian Schüle, Jahrgang 1970, studierte Philosophie, Soziologie und Politikwissenschaft und ist literarischer Autor und Essayist. Er veröffentlichte mehrere Bücher, darunter den Roman „Das Ende unserer Tage“, zuletzt den Essay „Was ist Gerechtigkeit heute?“. Seit 2015 lehrt er Kulturwissenschaft an der Berliner Universität der Künste.

